

Peter Honnen

Alles Kokolores?

Wörter und Wortgeschichten
aus dem Rheinland



GREVEN VERLAG KÖLN

Inhalt

Vorwort	7
----------------	---

Einleitung	9
-------------------	---

1. Was sind Wortgeschichten?	9
------------------------------	---

1.1 Wortlegenden	9
------------------	---

1.2. Volksetymologien und Rotwelsch	15
-------------------------------------	----

1.3 Die Franzosenzeit	19
-----------------------	----

2. Was sind rheinische Wortgeschichten?	22
--	----

Zum Schluss	25
-------------	----

Anmerkungen	26
-------------	----

Wörter-Buch	29
--------------------	----

Literatur	235
------------------	-----

Register	244
-----------------	-----

© Greven Verlag Köln 2008

4. Auflage 2012

www.Greven-Verlag.de.

Lektorat und Satz: Michael Lauble, Düsseldorf

Gesetzt aus der Palatino und der Folio

Umschlag: Thomas Neuhaus, Billerbeck

Druck und Bindung: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-7743-0418-5

Einleitung

1. Was sind Wortgeschichten?

1.1 Wortlegenden

Es gibt Wörter, die Geschichte machen, es gibt Geschichten über Wörter – und es gibt die Geschichte von Wörtern. Wörter, die Geschichte machten, interessieren hier eher weniger. Man begegnet ihnen in den einschlägigen Ranglisten zum jeweiligen Wort oder Unwort des Jahres oder in historischen Zeitschriften. Es sind Wörter wie *Antibabypille*, *Blitzkrieg*, *Hippie*, *Single*, *Urknall*, *Ozonloch* oder *Peanuts*, die alle eine Rolle in der Geschichte spielten, deren Wortgeschichte aber eigentlich wenig aufregend ist.

Es gibt aber auch Ausnahmen wie zum Beispiel das Wort *okay*. Das ist ein Wort, das Geschichte gemacht hat. Wie kein anderes steht es für die Amerikanisierung der deutschen Sprache. Anfangs begeistert aufgenommen als sprachlicher Ausweis des Modernseins und der Aufbruchstimmung, später Symbol der sprachlichen Überfremdung des Deutschen durch Anglizismen, erlebt *okay* heute eine atemberaubende Renaissance bei jüngeren Sprechern und Sprecherinnen. Gleichzeitig ist es aber auch das Wort, über das wohl die meisten Geschichten überhaupt erzählt werden. Mal soll es ein indianischer Gruß (*okeh*) sein, dann eine (falsche) Abkürzung für „all correct“, oder die Abkürzung von „Old Kinderhook“ (der Spitzname des Präsidenten Martin van Buren), ein Rum aus den Kolonien („aux cayes“), eine Kriegsmeldung (0 killed), eine Ableitung aus dem griechischen „*ola kala*“ (alles schön) oder die Initialen von allen möglichen Leuten, die irgendwann mal irgendeine Sache mit ihrem Kürzel O.K. unterzeichneten.

Um die Wortgeschichte von *okay* ranken sich also ganz viele Geschichten – und um diese Geschichten über die Herkunft von Wörtern geht es unter anderem in diesem Buch. Solche Wortgeschichten sind oft phantasievolle, weit hergeholt, erfundene,

phantastische oder bewusst irreführende Geschichten über die Geschichte eines Wortes, wie z. B. diese:

Wieso heißt der Amerikaner eigentlich Amerikaner? Gemeint sind hier natürlich nicht die männlichen Bewohner des gleichnamigen Kontinents, sondern die Ufo-förmigen Gebäckstücke, die man überall in Bäckereien kaufen kann. Die Antwort ist verblüffend: Ursprünglich hießen diese relativ trockenen *Teilchen*, wie man im Rheinland sagt, gar nicht Amerikaner. Ihre eigentliche Bezeichnung war „Ammoniumhydrogencarbonatikaner“ oder später einfach „Ammoniakaner“. Der seltsame Name war dem ausgiebigen Gebrauch eines ammoniumhaltigen Backtriebmittels geschuldet, dem das Gebäck beim Auskühlen einen etwas aufdringlichen Geruch verdankte. Später ist diese Bezeichnung dann zu „Amerikaner“ verballhornt worden. Da die heute verwendeten Backpulver chemisch neutraler daherkommen, ist die eigentliche Wortgeschichte mittlerweile in Vergessenheit geraten.

Diese Amerikaner-Legende ist auf unzähligen Internetseiten, in Wörterbüchern und Zeitungen oder Zeitschriften nachzulesen. Sie wird also geglaubt und deshalb weitererzählt, an ihrem Inhalt wird offensichtlich nicht gezweifelt. Sie erscheint den Erzählern logisch und einleuchtend. Das ist sehr verwunderlich, denn eigentlich kann man sich doch nur verblüfft fragen, wieso sich überhaupt jemand vorstellen kann, dass irgendwann ein Bäcker eines seiner Erzeugnisse ernsthaft Ammoniumhydrogen-carbonatikaner genannt haben sollte. Selbst in Zeiten, die weniger sensibel im Umgang mit Zusatzstoffen in Lebensmitteln waren, wäre diese Bezeichnung ein marketingtechnischer Super-Gau gewesen. Auch die abgeschwächte Variante Ammoniakaner hätte wohl nur Schnüffler zum Kauf animieren können.

Andererseits hat diese Wortlegende alles, was eine gute Geschichte haben muss. Sie macht einen alltäglichen Gegenstand besonders, sie hat eine überraschende Pointe, sie ist in sich schlüssig und bietet eine überzeugende Erklärung an: Sie ist offensichtlich interessanter als die naheliegende Deutung, die als nicht erzählenswert erscheint. Dass die Gebäckstücke wahrscheinlich nach ihren beiden alternierend weißen oder braunen Unterseiten benannt sind (weiße und schwarze Amerikaner), bietet keinen Stoff für eine Geschichte.

Damit ist ein wichtiges Prinzip vieler Wortlegenden benannt. Ein Wort ist umso interessanter, je fremdländischer oder abenteuerlicher seine Geschichte ist. Das gilt z. B. auch für das eigentlich unverdächtige „mutterseelenallein“:

„Dass **mutterseelenallein** ein eingewandertes Wort ist, mag erstaunen. Mutter-seelen-allein: deutscher geht's doch nicht! Von Mutter und Vater, Gott und der Welt verlassen, sozusagen ein Superlativ der Einsamkeit. Und das bedeutet das Wort wohl, nur ist es eben nicht so urdeutsch, wie wir meinen, denn es kam folgendermaßen zustande: Am Anfang war da das französische ‚moi tout seul‘, (ich ganz allein). Dieses ‚moi tout seul‘ ergab in der phonetischen Eindeutschung zunächst ‚mutterseel‘. Ein schönes Wort zwar, aber der Sinn war weg. Man fügt also den Sinn hinzu, ‚allein‘, und schuf das schöne deutsche ‚mutterseelenallein‘.“⁽¹⁾

Auch diese Geschichte ist ein besonders gelungenes Beispiel für eine Wortlegende. Hier wird ein eigentlich einfaches und in seinen Bestandteilen durchaus nachvollziehbares Wort verrätselt. Wie die Erzählerin schreibt, ist das Wort einfach „zu deutsch“, als dass dahinter nicht ein Geheimnis zu vermuten wäre. Dabei war die ‚Mutterseele‘ in der Bedeutung „Mensch“ früher durchaus allgemeingebräuchlich, sodass sich „mutterseelenallein“ ganz einfach erschließt als „von allen Menschen verlassen“.⁽²⁾ Dazu braucht es keine Ausflüge in fremde Sprachen.

Phantasievolle Ableitungen aus dem Französischen haben in diesem Zusammenhang durchaus Tradition, wie ein weiteres Beispiel zeigt: „Mit dem Wörtchen alle, etwa in dem Ausdruck ‚das Brot ist alle‘, kommen wir nach Berlin zurück. Die Anekdote erzählt, dass zwei hugenottische Schwestern, die in Berlin ihre Stickereien und Spitzen verkauften, ihren Kunden ‚c'est allé‘ sagten, ‚es ist (aus)gegangen‘, wenn etwas nicht mehr auf Lager war.“⁽³⁾ Auch an dieser Anekdote ist nichts Wahres dran. Das umgangssprachliche „alle sein“ (leer, ausgegangen sein) ist ein simpler Konstruktionswechsel: Wenn die Kartoffeln im Keller alle verbraucht sind, dann sind sie eben alle.⁽⁴⁾ Das ist an sich nicht erzählenswert, aber durch die hugenottischen Schwestern wird aus der einfachen Wortgeschichte eine richtige Erzählung. Auch das ist typisch für diese Gattung, denn häufig liest man von konkreten Personen oder Ereignissen, die der Ursprung eines Wortes sein sollen. Diese historische Verortung verschafft

einer Wortlegende eine vertrauenswürdige Basis, die man von klassischen modernen Wanderlegenden auch kennt. Diese Großstadtmythen oder „urban legends“ (Die Spinne in der Yuccapalme, der thailändische Rattenhund oder der Hunde fressende Wels) leben geradezu von der Versicherung, dass sich ein Ereignis nicht nur zugetragen hat, sondern an bekannten Orten von benennbaren Augenzeugen (Oma, Tante, Freund usw.) erlebt oder zumindest miterlebt wurde. Dasselbe findet man auch bei Wortgeschichten. So ist der berühmte freche oder stolze Oskar ein Wirt in Berlin (oder Dessau, Breslau...) oder der Berliner Kritiker Oskar Blumenthal (oder der Leipziger Messeverkäufer Oskar Seifert), der Most holende Barthel ein Wirt auf dem Messegelände oder der Bienenstich eine Erfindung eines Bäckers aus Andernach. Diese Geschichte geht so:

„In der Stadt Andernach am Rhein kennt jedes Kind die Geschichte. Angeblich wurde der Blechkuchen mit der süßen Creme vor über 500 Jahren erfunden. Im Jahr 1474 sollen die Linzer vom gegenüberliegenden Rheinufer sauer gewesen sein, weil der Kaiser ihnen ihre wichtigste Geldquelle, den Zoll für die Rheinschifffahrt, genommen hatte. Stattdessen bekam Andernach die begehrten Einnahmen. Nun waren die Andernacher dafür bekannt, dass sie abends gern lang feierten, dafür aber morgens erst spät von ihren Strohsäcken kamen. Man nannte sie deshalb auch die Andernacher ‚Siebenschläfer‘. Deshalb rückten die Linzer im Morgengrauen zum Angriff gegen die Nachbarstadt aus. Der Sage nach wollten jedoch auch andere die Gunst der verschlafenen Stunde nutzen: Die beiden Andernacher Bäckerjungen Fränzje und Döres hatten nach dem Brotbacken noch Lust auf etwas Süßes. Deshalb kletterten sie auf die Stadtmauer, wo der Nachtwächter seine Bienenkörbe aufgestellt hatte. Wie erschraken die beiden Naschkatzen, als sie vor den Toren der Stadt plötzlich Waffen klinren hörten. Geistesgegenwärtig warfen sie die Bienenkörbe auf die Angreifer. Man kann sich vorstellen, was Bienen im Inneren einer Ritterrüstung bewirken... Die Linzer nahmen schreiend Reißaus. Die beiden Bäckerjungen wurden natürlich nicht fürs Naschen geschimpft, sondern als Helden gefeiert. Zur Feier des Tages wünschten sie sich einen Kuchen – und der heißt nach diesem Ereignis ‚Bienenstich‘.“

Diese Geschichte könnte natürlich wahr sein, allerdings ist der Angriff der Linzer Neidhammel nirgendwo belegt. Das gilt auch für das Wort selbst. Wenn es schon im 15. Jahrhundert aufgekommen wäre, dann hätte es bestimmt irgendwo in irgend-einem Text Erwähnung gefunden. Tatsächlich sind der Kuchen und seine Bezeichnung aber erstmals um 1900 nachgewiesen. Diese lange Überlieferungslücke macht die Andernacher Legende eher unwahrscheinlich. Wahrscheinlich ist das Wort eine reine Phantasiebezeichnung und wegen der steifen Cremefüllung an den „Eierstich“ angelehnt. Der „Stich“ hat dann wohl das Bestimmungswort „Biene“ provoziert.

Sehr oft sind auch Napoleon oder seine Soldaten „schuld“, wenn es um auf den ersten Blick eher fremdländisch anmutende Wörter geht. Eine ganz typische Geschichte ist diese: „Tüebelle ist der Name eines Gasthofs bei Altena in Westfalen, der sicherlich über 200 Jahre alt ist. 1812 ließ Napoleon seine Truppen in den Russischen Feldzug marschieren, und der Weg dieser Truppen führte auch über das Rheinland und durch Teile Westfalens. Es waren französische Soldaten, die dem kleinen westfälischen Gasthof seinen Namen gaben – ursprünglich ‚toute est belle‘ („alles ist schön“). Unter der Feile westfälischer Zunge wurde mit der Zeit dann ‚Tüebelle‘ daraus. Wer sich das Ende des Russischen Feldzugs vor Augen führt, der weiß, dass es wohl Galgenhumor war, was die französischen Soldaten mit ‚toute est belle‘ ausdrückten.“⁽⁵⁾

Auch diese Geschichte hat alle Ingredienzen einer klassischen Legende: Es geht um einen ganz bestimmten Ort, der historisch verbürgt ist und noch heute existiert; wenn auch nicht namentlich genannt, so agieren historisch verbürgte Personen (französische Soldaten der napoleonischen Armee), und schließlich macht die verblüffende Lautgleichheit die französische Abstammung mehr als glaubwürdig und die ganze Geschichte richtig schlüssig.

Leider ist *Tüebell* aber ein alter westfälischer Flurname, der schon lange vor dem Einmarsch französischer Truppen in Gebrauch war und nicht erst von Soldaten erfunden werden musste (ein *Tüebell* ist die mundartliche Bezeichnung für ein Hebenetz der Fischer, dessen Trapezform den Flurstücken den Namen gab). Die armen Franzosen waren also mit Sicherheit

heute verschwunden ist. Die *Funzel* dagegen hat in der Umgangssprache überlebt und verweist in der Zusammensetzung *Tranfunzel* noch auf die Zeit, als der Fischtran in den Öllampen für stinkendes und trübes Licht sorgte. Deshalb ist *Tranfunzel* auch keine schmeichelhafte Bezeichnung.

Kluge 322; Trübner 2/477; www.de.wiktionary.org/wiki/Funzel

Futtsack

Ich hab Futtsack mitte Galle! Un ich mitte Verwandtschaft! Mit der Produktion gibtet Futtsack. Der hat Futtsack mit sein Auto! Wenn man *Futtsack* hat, dann hat man irgendwie Ärger, *Futtsack* zu haben ist nicht schön. *Futtsack* kann man im Rheinland am Niederrhein und im Ruhrgebiet haben. Durch das Internet scheint sich das Wort langsam auszubreiten, dort haben meist Computerfreaks *Futtsack* mit irgendwelchen Anwendungen.

In Chatbeiträgen liest man auch schon mal: *Ich weiß nicht, wo der Futtsack hängt?*, wenn jemand über sein Problem berichtet, oder auch *Da ist wieder der Futtsack drin!* Offensichtlich wissen die Sprecher und Sprecherinnen nicht genau, was unter *Futtsack* eigentlich zu verstehen und wieso er zum Synonym für Ärger und Probleme geworden ist. Wobei die beiden letzten Anwendungsbeispiele durchaus der im Ruhrgebiet oft zu hörenden Erklärung sehr nahekommen. Danach stammt der *Futtsack* nämlich aus der Zeit, als unter Tage im Bergbau noch Grubepferde arbeiteten. Und immer, wenn die Produktion aus irgendwelchen Gründen stillstand, wurde diesen armen Viechern der Futtersack umgehängt, um die Pause zu nutzen.

Diese Zuordnung zur Bergmannssprache des Reviers hat allerdings einige Haken. In einschlägigen Listen zum Fachwortschatz der Bergleute als auch in Mundartwörterbüchern findet man das Wort nicht. Auch ist nicht ersichtlich, wie aus dem Futtersack der *Futtsack* wurde, dieser sprachliche Wandel ist sehr ungewöhnlich. Durch die regionalen Mundarten wird er nicht gestützt, danach müsste es *Foder-*, *Foyer-* oder *Fuersack* heißen. Deshalb ist die Ableitung aus der Bergmannssprache sehr zweifelhaft.

Es gab jedoch früher noch einen anderen Sack, der wie der Futtersack nicht nur bei Grubepferden eingesetzt wurde. Das war der Sack, der genau am anderen Ende des Pferdes zur Anwendung kam. Noch heute kann man bei Touristengespannen in den Metropolen Europas diese Vorrichtung sehen, die zum Auffangen des Pferdemists dient. Nun heißt das hintere Ende bei Lebewesen in den rheinischen Mundarten schlicht *Futt* und der entsprechende Sack eben *Futtsack*. Er würde vom (Wort-) Inhalt sicher viel besser zu unserer Wendung passen. Allerdings hat auch er den Makel, nur einmal bezeugt zu sein, sodass auch diese Herleitung Spekulation bleiben muss.

Fellsches Duisburg 55; Horster 184; RhWb II/944ff;
www.klenner-entertainment.de/bio_ktk.htm; www.untertage.com/forum/viewtopic.php?p=67411&highlight=&sid=c06d235f80e027f3a3da0b30dc9c4ccf

Gesocks

Es ist kein Wunder, dass sich eine der ältesten Punkbands aus dem Ruhrgebiet den Namen „Pöbel und Gesocks“ gegeben hat. Denn genau als das wurden die ersten Punker bezeichnet, als sie im deutschen Alltag auftauchten. *Dat du ja nich mit dem Gesocks rummachst!* wurden die Töchter von ihren Vätern gewarnt und beim Anblick von Ansammlungen irokesenhariger Halbstarker hieß es schnell: *Wat will dat Gesocks hier!* Noch früher waren es ganze Stadtviertel, die so abqualifiziert wurden: *Da inne Siedlung wohnt doch nur Gesocks!* Mit dem *Gesocks* will ich nix zu tun haben! *Gesocks* meint also das „*Gesindel, Pack*“, oder wie man früher brutal ausdrückte: „alles Asoziale“. Heute beschimpfen sich darüber hinaus Rechte und Linke auf Demos und in Internetforen als *braunes* oder *rotes Gesocks*. Aber manchmal schlägt das *Gesocks* auch zurück, kehrt die Verhältnisse einfach um und spricht vom *vürnehm* oder *besser Gesocks* und meint damit etwa die Bewohner des Millionenhügels in Essen-Werden oder des Villenviertels Hahnwald in Köln.

Wenn die Punker von „Pöbel und Gesocks“ ihre Tour bewerben mit dem Spruch „Pöbel und Gesocks unterwegs bis die

Socken qualmen und der Rest Verstand versoffen ist“, geben sie damit unbewusst einen Hinweis auf die Entstehungsgeschichte ihres Namens. Denn *Gesocks* hat wirklich etwas mit der Socke oder den Socken zu tun. So wie wir in der Hochsprache die roten Socken kennen und damit sicher keine Strümpfe meinen, so finden sich in den rheinischen Mundarten eine Reihe von übertragenen Bedeutungen: *lästige Sock*, *domme Sock*, *ärme Söck*, *wärme Söck* (faule Frau), teuflische Socke usw. Auch das abgeleitete mundartliche Verb *socken*, das „flüchten, wegrennen“ bedeutet, hat genauso wie die bekannte Wendung auf leisen Socken „heimlichtun“ einen negativen Touch. Dieser abwertende Bedeutungs-horizont hat auch zu unserem *Gesocks* geführt, es ist also eine diskriminierende Wortgeschichte.

Duden 4/1491; Kluge 352; Kraeber 82; Küpper 292; RhWb VIII/181; www.ruhrgebietssprache.de/lexikon/gesocks.html; www.poebel-und-gesocks.com/

göbeln

Ein mittlerweile weit über die Grenzen des Rheinlands verbreitetes, aber dennoch typisch rheinisches Wort ist *göbeln*. Menschen, die *göbeln*, geht es nicht gut, es ist ihnen sogar richtig schlecht. *Ich hab die ganze Nacht gegöbelt, ich bin vom Klo nich runnergekommen. Wenn jöbeln muss, nimm schnell nen Eimer.* Nicht immer sind Menschen, die sich übergeben, bemitleidenswert, vor allem dann nicht, wenn ihr Zustand selbstverschuldet ist. So wird zumindest im Ruhrgebiet das *Göbeln* in der Regel mit übermäßigem Alkoholgenuss in Verbindung gebracht: *Der hat direkt vor de Kneipe gegöbelt. Den nimmt doch kein Taxi, der göbelt denen doch die ganze Kiste voll.*

Das Rheinland liegt bekanntlich nicht am Meer, ganz im Gegenteil scheint der Anblick einer großen Wasserfläche seine BewohnerInnen eher an die unangenehmen Seiten einer Seefahrt denken zu lassen. Anders ist nicht zu erklären, weshalb hier bei der Herleitung des Verbs *göbeln* das niederdeutsche *kabbeln* und das abgeleitete *Kabbelwasser* ins Spiel gebracht werden. Den Rheinländern wird offensichtlich schon bei der Vorstellung einer

bewegten See so schlecht, dass sie automatisch an das *Göbeln* denken müssen. Folgerichtig assoziiert man in Köln *göbeln* mit dem schönen und echt kölschen Adjektiv *kabbeljäuesch*, das genau das unbehagliche Gefühl beschreibt, wenn man vom Brechreiz erfasst wird. Wobei *kabbeljäuesch* natürlich den bekannten Fisch zum Vater, der Kabeljau allerdings nichts mit dem niederdeutschen Verb *kabbeln* zu tun hat.

Im niederländischen Limburg, wo man nicht *göbelt*, sondern *gubbelt*, kann man sich sogar einen konkreten Menschen als Namenspatron vorstellen; eine in dieser Bierhochburg vielleicht gar nicht so abwegige Vorstellung. Ein gewisser Gelles oder Gilles (zu Ägidius) soll der namengebende *Göbler* gewesen sein. Doch für wahrscheinlicher hält man auch hier die in der Sprachwissenschaft favorisierte Variante, nach der das rheinische *Göbeln* auf das französische Verb „*dégobiller*“ zurückgeht, das ein maßgebliches Lexikon schlicht mit *kotzen* übersetzt. Entstanden ist es jedenfalls zuerst im rheinischen Grenzgebiet zu unseren französischsprachigen Nachbarn.

Küpper 301; RhWb II/1292; Tonnar/Evers 56; Wrede 1/301

Grillagetorte

Die *Grillagetorte* ist eigentlich eine *Grillaschtorte*, denn so wird sie da, wo sie mit Begeisterung gegessen wird, ausgesprochen. Was schon einiges über ihre – vermeintliche – Herkunft verrät. Falls eine Rheinländerin diesen Kuchen nicht kennen sollte, muss sie das nicht verwundern, denn dieses Schicksal teilt sie mit etwa der Hälfte aller Rheinländer.

Wie kaum etwas anderes spaltet nämlich die *Grillagetorte* das Rheinland. Gilt sie im Norden als das Nonplusultra der Konditoreiprodukte, so ist sie im rheinischen Süden völlig unbekannt. Die Grenzlinie zwischen den Liebhabern der *Grillagetorte* und ihren Verächtern verläuft etwas nördlich von Aachen quer durch das rheinische Tiefland bis in das Bergische Land etwas südlich von Solingen und Remscheid. Sie bildet eine verblüffend scharfe Grenze: Auf der einen Seite ist der Kuchen ausgesprochen beliebt, auf der anderen dagegen kennt ihn wirklich nie-

Deutschland heimisch, noch bevor hier die Sprecher Mäkadäm hätten sagen können. Deshalb gilt auch bei uns die französische Verballhornung eines englischen Namens.

Duden 6/2494; Horster 339

Männeken und Männekes

sind nicht nur deshalb interessant, weil sie ihre geographischen Grenzen überwunden haben. Denn eigentlich dürfte man diese niederfränkische Verkleinerungsform nur im Norden des Rheinlands antreffen, aber das *Männeken* hat sich bis weit in das zentrale Rheinland vorgewagt. Überall kann man hier Sätze hören wie *Der Schiedsrichter ist aber ein giftich Männeken. Dat kleine Männeken hat aber ne große Schnauze*. Auch als Drohung kann es eingesetzt werden: *Hörma Männeken, wenne nich gleich ruhig bis, passiert wat. Pass bloß auf, Männeken!*

Wenn man dagegen *Männekes* macht, dann versucht man, sich mit Ausflüchten oder faulen Ausreden aus einer verkorksten Situation zu retten: *Nu mach ma keine Männekes und geh dich da entschuldigen. Jedes Mal machst du die selben Männekes.*

Eigentlich sollte hier die Herkunft keine Fragen aufwerfen; tut sie aber doch. So kann man als ernsthaften Vorschlag lesen, dass sich die Bezeichnung *Männeken* für einen kleinen, schwächlichen Mann aus französisch „mannequin“ ableitet, der beweglichen Gliederpuppe des Schneiders. Das ist deshalb lustig, weil es sich genau anders herum verhält. Das französische „mannequin“ ist nämlich aus dem niederländischen „manneken“, das nichts anderes als das rheinländische *Männeken* ist, hervorgegangen. Im Niederländischen ist damit tatsächlich die Anziehpuppe in einem Schneideratelier gemeint. Und das ist auch der Grund, weshalb man schon Mal „mannequin pis“ für das berühmte Brüsseler Wahrzeichen lesen kann.

Komplizierter ist es beim *Männekes machen*. Zwar ist unbestritten, dass auch hier die Verkleinerungsform von „Mann“ zugrunde liegt, doch kann man nicht nur im Rheinland auch die Variante *Menkenkes machen* hören, die das gleiche bedeutet. Die geht wohl eindeutig auf rotwelsche Ursprünge zurück. In den

alten Geheimsprachen bedeuten *Menkenkes* „leere Einwände, unbegründetes Widersprechen“, auch „Täuschung, Schwindel“. *Menkenkes und Männekes machen* bedeuten im Rheinland also das gleiche. Dennoch haben wohl beide Varianten nichts miteinander zu tun. Es handelt sich hier um eine zwar verblüffende, aber eben doch zufällige Übereinstimmung. Denn im Rheinland kann man sowohl *Männekes* als auch *Männchen machen*, immer steht dahinter das Bild der Männchen machenden Tiere, seien es Hasen, Marder oder Hunde.

Honnen 128; RhWb V/829 u. 1076; Werner 240; Wolf 3531

mausetot

Bei *mausetot* finden sich als Erklärungen gleich alle drei der üblichen Fehlerteufel. Volksetymologisch wird es zur Maus gestellt, weil es ja auch mäuschenstill heißt. Hier wird an das „leicht vernichtbare Mäuseleben“ und sogar an – altindische – Vorstellungen von der Maus als Begleiterin des Todesgottes erinnert. Echt weit hergeholt. Aber man kann es natürlich auch auf das Französische schieben. Angeblich haben die Berliner die französische Wendung „mort aussitôt“, was so viel wie „auf der Stelle tot“ heißen soll, zu *mausetot* verballhornt. Aber auch das Hebräische gehört hier zu den üblichen Verdächtigen. Ähnlich wie *zappenduster* oder *Kohldampf* (siehe dort) ist das Wort nämlich doppeltgemoppelt. Der erste Wortbestandteil geht demnach zurück auf hebräisch „mauth“ (maus gesprochen), was soviel wie „tot“ oder „Leiche“ heißt. *Mausetot* bedeutet danach also doppelt tot oder ganz besonders tot.

Ein bisschen Volksetymologie ist allerdings tatsächlich dabei. Denn eigentlich geht *mausetot* auf das niederdeutsche *mu(r)sdoott* oder *morsdoott* zurück, was nichts anderes als „ganz tot“ bedeutet (zu *murs* ganz). Daraus wurde in der Umgangssprache in Anlehnung an die Maus unser *mausetot*. Das ist alles.

Exkurs: Eine andere Berliner Wortlegende in diesem Zusammenhang betrifft das schöne deutsche Wort „mutterseelenallein“, das die Berliner Schnauze angeblich aus dem französischen „moi tout seul“ (ich ganz allein) verballhornt haben soll. Auch an dieser